

So war's früher auf dem Dorf

Auszüge aus dem Buch „Meine Kindheit und Jugend in Thüringen und Hessen“ von Helmut Hertel

Niederjossa – Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde ich 1939 in Remda/Thüringen, dem Heimatort meines Vaters, geboren. Ab 1941 führen meine Mutter und ich – mein Vater war schon zur Wehrmacht eingezogen – jeden Sommer per Bahn nach Hessen, um in Niederjossa, dem Heimatort meiner Mutter, ihren dort lebenden Eltern in der Landwirtschaft zu helfen. Denn ihre drei Söhne waren ja alle im Krieg, sodass der Opa mit seiner Frau und Schwiegertochter zusammen die Landwirtschaft und die Schmiede versorgen musste.

Im Dorf, das damals noch ausschließlich von der Landwirtschaft geprägt war – nur wenige Männer gingen „zur Arbeit“ – gab es eine klare soziale Hierarchie. An der Spitze standen die Pferdebauern, die von großen Höfen aus 50 bis 70 „Acker“ Land bewirtschafteten. Die größten unter ihnen hatten teilweise bereits einen Traktor, einen „Bulldog“. Auf der nächsten Ebene waren die Kuhbauern, die meistens zusätzlich ein Handwerk betrieben. Dazu gehörten meine Großeltern. Ihre Landwirtschaft war etwa 25 „Acker“ groß, mit drei bis vier Kühen. Und dazu gehörte eine Schmiede, in der zum Beispiel Reifen auf die Räder der Ackerwagen aufgezogen, die Pflugschare geschärft und die Sensen gedengelt wurden. Die Pferde wurden dort mit Hufeisen beschlagen. Auf der untersten Stufe der dörflichen Hierarchie befanden sich die Ziegenbauern, die meistens auch Kaninchen hielten. Sie besaßen kein Land. Die Männer verdienten ihr Geld entweder in Handwerksbetrieben des Dorfes oder in Fabriken in der Kreistadt Hersfeld, oder sie verdingten sich als Tagelöhner in der Landwirtschaft.

Thüringen und Hessen

In Niederjossa war's für mich kleinen Knirps interessanter als in Remda. Die Landwirtschaft mit den vielen Tieren – Pferde, Kühe, Schweine, Hühner, Gänse, Enten, Tauben etc. – und auch die Arbeit auf dem Feld, die Heu- und Grummeterte auf den Wiesen an der Fulda, aber auch die interessanten Feste auf dem Land zogen mich an. Ebenso waren der Betrieb in der Schmiede und die Leute, die man dort traf, hochinteressant. Für die abwesenden Söhne waren den Großeltern zwei Zwangsarbeiter zugeeignet: Nikolaus aus der Ukraine hauptsächlich für die Schmiede und Josef aus Polen für die Landwirtschaft. Nikolaus in der Schmiede war mein Freund. Von Zeit zu Zeit drehte er sich eine Zigarette aus Tabak und Zeitungspapier, und ich durfte sie anzünden. Ich bewunderte den starken Mann. Und wenn man mich damals fragte, was Erwachsene häufig taten: „Was willst du denn einmal werden?“, antwortete ich prompt: „Raucher!“ Was aus unseren beiden Mitarbeitern

nach dem Krieg geworden ist, weiß ich nicht. Gerüchteweise verlautete, dass Nikolaus bei seiner Rückkehr in die damalige Sowjetunion Probleme als „Kollaborateur“ bekommen haben soll.

Also, mein Kinderleben spielte sich während der Kriegszeit zwischen den beiden Orten Remda in Thüringen und Niederjossa in Hessen ab. Später bekam ich heraus, dass beide Orte interessanterweise ihre erste schriftliche Erwähnung gemeinsam hatten: 782 im „Brevarium Lulli“, dem Güterverzeichnis des Klosters Hersfeld, das 769 vom Mainzer Erzbischof Lullus, einem der Schüler und Nachfolger des Heiligen Bonifatius, gegründet worden war. 775 erhob Kaiser Karl der Große das Kloster zur Reichsabtei und schenkte ihm aus diesem Anlass größere Ländereien in Hessen, Thüringen und Sachsen-Anhalt. Dazu gehörten auch Güter in Niederjossa, das damals noch „Gehazade“ genannt wurde, und in dem aus drei Weilern bestehenden „Remnidi“, das spätere Remda. Beide Orte enden mit einem A, ein Hinweis darauf, dass sie sehr alt sind – wahrscheinlich aus der Zeit der germanischen Landnahme stammen – und in der Nähe von Wasser entstanden sind. In Niederjossa war es die Jossa, die kurz nach dem Dorf in die Fulda mündet, in Remda war es die Rinne, die bei Rudolstadt in die Saale fließt. Der Name Jossa soll etwas mit dem mundartlichen Wort „Jesch“ zu tun haben. Schaum, z. B. auf Bier, Gischt an Wasserfällen, bezeichnet man in Nordhessen als „Jesch“. Es könnte sein, dass die Jossa früher ein wilderer, schäumender Bach als heute gewesen ist.

Baden in Jossa und Fulda

Damals verlief die Jossa noch in ihrem gewohnten Bett. Sie kam von der Obermühle, lief unterhalb des Sportplatzes vorbei zur Untermühle und mündete schließlich in die Fulda. Gelegentlich landeten Bälle vom Sportplatz in der nicht allzu breiten Jossa und mussten dann mit einem Drahtring an einer bereitliegenden Stange herausgefischt werden. Diese Stelle war im Sommer auch unser Badeplatz. Später, als wir größer waren, gingen wir etwa zwei Kilometer weiter an die Fulda, wo es bessere Bademöglichkeiten gab. Wenn die Jossa über die Ufer gelaufen war und die Wiesen in der Nähe der Untermühle überschwemmt und sich nach einem Kälteeinbruch Eis gebildet hatte, konnten wir dort wunderbar Schlittschuh laufen. Im Winter fiel natürlich jedes Jahr Schnee und wir fuhren Schlitten auf einer ziemlich steilen Strecke jenseits der Eisenbahn. Gelenkt haben wir den Schlitten nicht mit den Füßen – das hätte ja die Bahn ruiniert –, sondern hinter dem Schlitten mit einem „Stachelstock“, also mit einem etwa eineinhalb Meter langen Stock,



Hochzeit in Machtlos: 1945 heiratete Anna König, Cousine von Helmut Hertels Mutter aus dem Elternhaus seiner Oma, am 4. November Justus Eydt aus Machtlos. Helmut ist der kleine Junge links neben dem Brautpaar.



Vier Generationen: Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Enkel auf einem Bild vom 11. Juni 1940.

in den der Schmied einen Eisenstachel eingehauen hatte, mit dem man wunderbar den Schlitten manövrieren konnte, ohne dass er tiefe Spuren im Schnee hinterließ.

Kurz nach Kriegsende übersiedelten meine Mutter und ich ganz nach Niederjossa. Mein Vater war noch in amerikanischer Gefangenschaft. Schon relativ bald danach erlebte ich eine erste Hochzeit. Anna König, Cousine meiner Mutter aus dem Elternhaus meiner Oma, heiratete am 4. November 1945 Justus Eydt aus Machtlos. Vor der Hochzeit, die in Eydts Bauernhof mitten in dem kleinen Dorf unterhalb des Rimbergs gefeiert wurde, wurde der „Brautwagen“ von Niederjossa nach Machtlos gefahren. Auf dem offenen Brautwagen, der von zwei geschmückten Pferden gezogen wurde, war verstaubt, was die Braut mit in die Ehe brachte: Wäsche, Geschirr, Möbel und andere Gegenstände für die Führung eines Hausstandes. Damals befolgten die Kinder und jungen Leute noch die Sitte, ein Seil über die Straße zu spannen, die der Brautwagen nach Verlassen des heimatischen Hofes befahren wollte. Das Seil wurde nicht eher für die Weiterfahrt freigegeben, bis der Bräutigam genügend Münzgeld unter die Blockierer geworfen hatte. Einen Tag später fand die Hochzeit in Macht-

los statt. Meine Großeltern, meine Eltern und ich, der Sechsjährige, waren auch dazu eingeladen. In feierlichem Zug bewegte sich die festlich dunkel gekleidete Hochzeitsgesellschaft, mit dem Brautpaar voran, durch das Dorf zum kleinen Kirchlein am Hang über dem Dorf, wo der Pfarrer die Trauung vollzog. Gefeiert wurde dann zu Hause auf dem Hof.

Mundart in Niederjossa

Sehr schnell lernte ich in Niederjossa „Engenjäsch Platt“. Alle Einheimischen sprachen diesen Dialekt damals, auch meine Schulkameraden. Nur nicht die „Evakuierten“, die ausgebombten Städter aus Kassel oder Frankfurt, die damals auch im Dorf wohnten. Und auch nicht die „Flüchtlinge“, die nach dem Krieg ins Dorf kamen. Viele von ihnen kamen aus dem Sudetenland, aus Znaim und Joslowitz in Mähren, und sprachen ihren eigenen, für unsere Ohren sehr fremden Dialekt. Die Frauen liefen mit Kopftüchern durchs Dorf. Und – noch „schlimmer“ – die Flüchtlinge waren katholisch, wo doch Niederjossa seit alters her ein rein evangelisches Dorf gewesen war.

Flüchtlinge hatten es daher gar nicht leicht, von den Einheimischen akzeptiert zu werden, zumal sie zwangsweise einquartiert wurden, oft gegen den Willen der Hausbesitzer,

die sich nun beschränken mussten. Sie wurden auch manchmal gar nicht ernst genommen, weil sie so anders waren. Erst durch besondere Leistungen wurden sie allmählich integriert.

Heute wird das originale „Engenjäsch Platt“ so gut wie überhaupt nicht mehr in „Engenjoss“ gesprochen. Schule, Fernsehen, Reisen und dergleichen haben zu einer Vereinheitlichung der Sprachkultur beigetragen, nicht nur bei den jungen Leuten, auch bei den älteren. Eigentlich möchte ich auch heute noch gern mit den Leuten in der Mundart sprechen, wenn ich gelegentlich zu Besuch in Niederjossa bin. Aber es gibt nur noch wenige, die das können. Wenn ich damit anfangen, dann wechseln die meisten nach wenigen Sätzen ins Hochdeutsche, weil ihnen das heute leichter fällt. Ein Beispiel für sprachliche Varianten: Jauche auf Hochdeutsch heißt in Niederjossa „Sotch“, im Vogelsberg „Pull“, im Schlitzerland „Trotz“ und im Schwabenland „Gülle“. Am besten kann ich heute noch mit „Hopps Käthe“ Platt sprechen. Sie war auch eine Spielgefährtin in Niederjossa, ein Jahr jünger als ich und verwandt mit mir als „annergeschwester Keng“, das heißt, sie ist eine Cousine zweiten Grades. Käthe hat später meinen Cousin Werner Adam geheiratet und



Unser Haus in Niederjossa, noch mit Misthaufen vor der Tür.

ALLE FOTOS: PRIVATARCHIV HELMUT HERTEL

wohnt seitdem in der Nähe von Mainz.

Typische Ausdrücke

Wie bereits erwähnt, habe ich mit meiner Mutter bis zu ihrem Tod Mundart gesprochen. Das hat sicher dazu beigetragen, dass diese Sprache mir erhalten blieb. Meine Mutter kannte viele Ausdrücke, die es im Hochdeutschen nicht gibt, und auch typische mundartliche grammatische Wendungen, die gerade den Reiz eines Dialekts ausmachen. Zum Beispiel: Saugen heißt „suckeln“, Hosentasche heißt „Kipp“, sich beeilen heißt „sich dummeln“. Auch Artikel von Hauptworten sind oft anders als im Hochdeutschen. So heißt etwa die Jacke „der Jacken“, die Brille „der Brill“ oder der Bach „die Boaoach“. Insofern bin ich zweisprachig aufgewachsen. Interessant war, dass von Dorf zu Dorf leichte Unterschiede in der Sprache bestanden, vor allem in der Aussprache mancher Wörter. So konnte man an seiner Sprache leicht erkennen, aus welchem Dorf jemand kam. Man machte sich natürlich auch lustig über die andere Aussprache. Zu „auch“ sagte man z. B. in Niederjossa „au“, in Breitenbach, zwei Dörfer weiter, „eech“. Oder „gestern Abend“ heißt in Niederjossa „näante Oawed“, in Breitenbach „neecht z'Oawwend“. **VON HELMUT HERTEL**

Dorfnamen kennen nur die Einheimischen

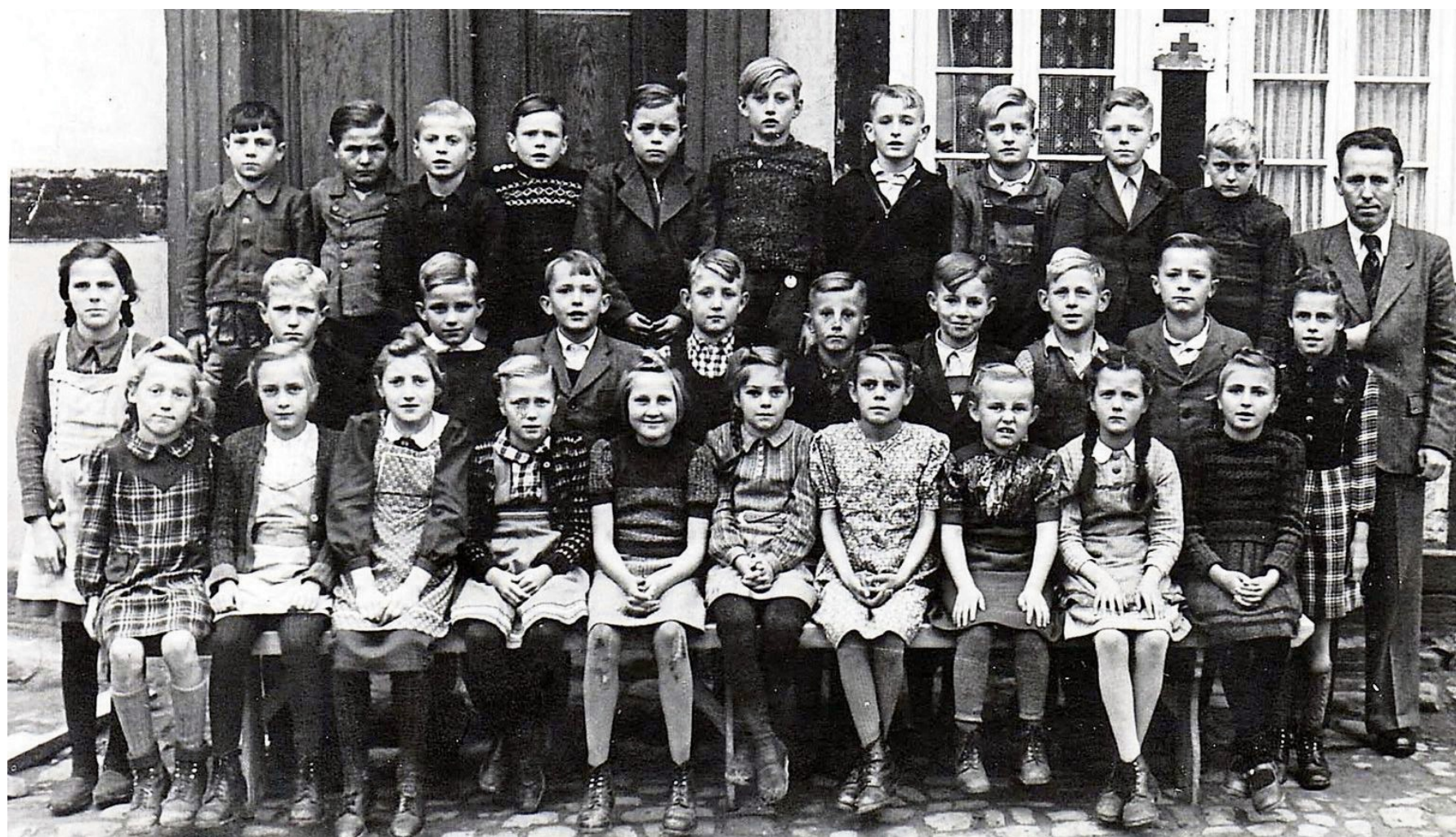
Niederjossa – Viele einheimische Familien hatten im Dorf andere Namen als die offiziellen. Unser Haus stand am Anfang der „Hinterecke“, die von der Hauptstraße abzweigte. In der Hinterecke wohnten u. a. auch (mit Dorfnamen) Bauwels (eigentlich Diebel), Naiwersch, Nuhnehenersch, Allwetsjerche (also ehemals wohl ein Wirt, der Georg hieß), Oddeie, Bauwelshanse, Berjes, Jerche und noch einmal „Kenichs“ (also Königs, die aber offiziell Vaupele hießen). Der Name Nuhn war sehr verbreitet in Niederjossa, oft auch in Verbindung mit dem Vornamen Heinrich. Es gab einen Heinrich Nuhn I., Heinrich Nuhn II. und Heinrich Nuhn III.. Unterscheiden ließen sie sich eher mit ihren Dorfnamen. Das war dann wiederum sehr praktisch.

Vornamen gab es nur wenige im Dorf, weil die Jungen immer nach ihren Patenonkeln benannt wurden, und das waren bei den ältesten meistens die Großväter, und die ältesten Mädchen nach ihren Patentanten, meistens die Großmütter. Hans (Hannes) und Heinrich (Hein, Heini, Henner) waren bei den Männern am stärksten verbreitet. Das war auch bei Pfeiffers für die ältesten Söhne viele Generationen lang der Brauch. Aber auch Georg (Schoschsch), Andreas (Andreis) und Konrad (Konn, Kuhn) waren verbreitet und bei den Frauen Elisabeth (Lisbeth), Katharina (Koatterin, Kätt, Käthe, Trine), Anna (Änn), Maria (Marie) und auch Kuni-gunde (Kennjett). Allmählich änderte sich dieser Brauch und die Vornamen wurden vielfältiger. In Thüringen gab es völlig andere Namen. Mein Vater hieß Fritz Kurt Alfred; und ich heiße Helmut Arthur, also nur mit dem Zweitnamen nach meinem väterlichen Großvater Arthur. Meine Frau heißt ebenfalls in einer Mischung aus neu und alt: Irmtraud Katharina Maria. Neu an den Rufnamen von Irmtraud und mir war, dass unsere Eltern ihren Kindern nicht mehr nur strikt der familiären Tradition entsprechend Namen gaben, sondern einen Kompromiss schlossen: Die Rufnamen entsprachen jetzt der „neuen Zeit“, geprägt durch die nationalsozialistische Ideologie des Germanentums, die Zweit- und Drittnamen folgten dann der bisherigen Tradition.

Noch eine Begebenheit zum Thema Sprachvermögen. Recht bald ernannte Lehrer Schellenberg, unser Dorfschullehrer im 3. und 4. Schuljahr, meinen Klassenkameraden Valentin Steinberger („Jerche Valtin“) aus der Hinterecke: „Aber Valtin, du musst jetzt hier Hochdeutsch sprechen.“ Darauf Valtin, durchaus selbstbewusst: „Herr Lehrer, ich kann nicht vührnehm schwitzen.“ „Er spricht Hochdeutsch“ heißt im Dorf „Hä schwätzt vührnehm“, also „Er schwätzt vornehm“. Valtin hatte sich Mühe gegeben, den mundartlichen Ausdruck in sein damaliges Hochdeutsch zu übersetzen.

Kirchliche Tradition

Die Niederjossaer Kirche steht nah bei Pfeiffers Haus. Daher kehrte hier sonntags der Pfarrer ein und zog sich den Talar an und nach dem Gottesdienst wieder aus. Jemand aus der Familie musste sein Beffchen binden. Von hier aus lief er im Talar hinauf zum Gottes-



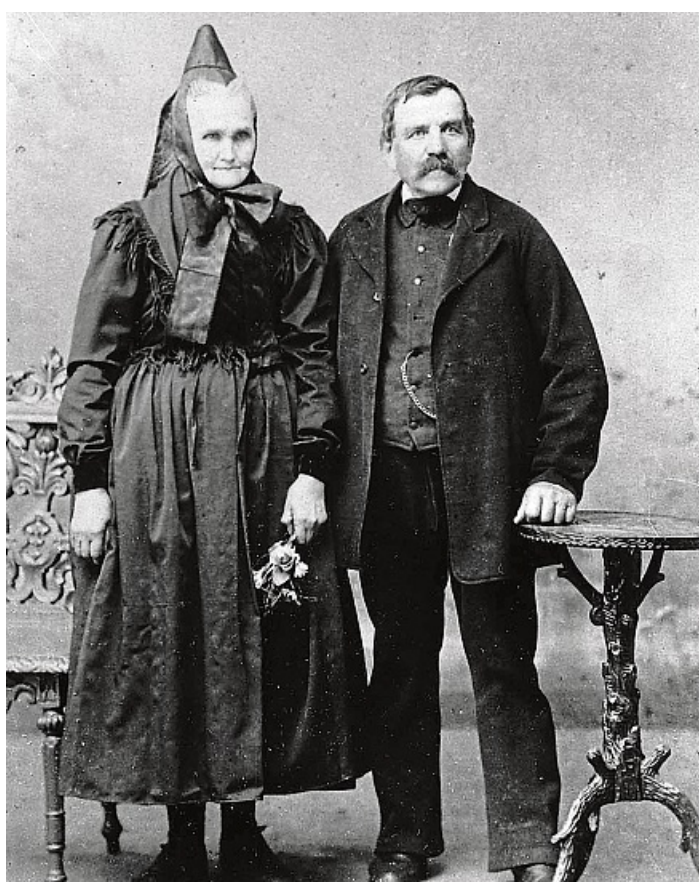
Gemeinsamer Unterricht: Das 3. und 4. Schuljahr in Niederjossa im Jahr 1948 mit Lehrer Schellenberg (rechts).

ALLE FOTOS: PRIVATARCHIV HELMUT HERTEL

dienst. Mein Opa war „Kastenmeister“, d. h. er verwaltete den „Kirchenkasten“, in dem das Kollektengeld gesammelt wurde, das nach dem Gottesdienst in unserem Haus gezählt wurde. Wir Kinder durften da mithelfen. Es war spannend, die Münzen je nach Wert auf verschiedene Häufchen zu sortieren, damit man das Geld zum Schluss leichter zusammenzählen konnte. Mein Opa trug auch als Kastenmeister den Klingelbeutel an einer langen Stange durch die Reihen der Gottesdienstbesucher/innen. Manch ein von der werktäglichen Arbeit erschöpfter Bauer, der bei der häufig nicht sehr spannenden Predigt Pfarrer Biskamps eingeschlafen war, musste durch die kleine Klingel unten am Beutel geweckt werden, um sich an dem wichtigen Vorgang des Geldeinsammelns beteiligen zu können.

Der Kastenmeister war auch zuständig für die Vorbereitung des gelegentlich stattfindenden Abendmahls. Er besorgte den Weißwein – nach dem Krieg gar nicht so einfach – und Weißbrot, dessen Schnitten er entrindete, säuberlich in rechteckige Bröckchen zerteilte und in einem rechteckigen Turm aufschichtete. Wein in der Zinnkanne mit Kreuz auf dem Deckel, zusammen mit zwei versilberten Kelchen und dem silbernen Teller mit den zerteilten Brotbröckchen, trug er dann hinauf in die Kirche. Ansonsten „Fest“ begann der anschließend, wenn Opa wieder zurückkam mit dem Wein, der übrig geblieben war, und dem Weißbrot. Sobald der Pfarrer wieder Zivildenkung angezogen und das Haus verlassen hatte, machten wir uns über das gekaufte – und damit besonders attraktive – Weißbrot her und auch wir Kinder durften etwas von dem Wein trinken. Bis heute muss ich beim Weintrinken immer wieder an meinen Opa denken, den Kastenmeister von Niederjossa.

Obwohl der damalige Pfarrer Biskamp nicht sehr anregend predigte und den Gottesdienst eher routinemäßig abhandelte, war die Kirche immer voll. Es



Urgroßeltern in Tracht: Das Foto wurde in Hatterode um 1900 aufgenommen und zeigt die Eltern von Helmut Hertels Urgroßmutter in Tracht.

gehörte sich, dass aus jeder der einheimischen Familien mindestens eine Person anwesend war. Die Sonntage wurden streng „eingehalten“. Sonntagsarbeit auf dem Feld gab es nicht, auch nicht bei drohendem Schlechtwetter, so wie heute häufig. Auch bei Beerdigungen – der Sarg wurde unter Glockengeläut in einem langen Zug vom Trauerhaus bis zum Friedhof durch das Dorf getragen – war aus jeder Familie mindestens eine Person dabei. Junge Männer aus der Nachbarschaft des oder der Verstorbenen trugen den Sarg und junge Frauen trugen die manchmal zahlreichen Kränze voraus. Noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg war „die Welt im Dorf noch in Ordnung“ und der Zusammenhalt untereinander war stark.

Genossen habe ich Spaziergänge mit meinem Opa in den winterlichen Wald, meist aus Anlass der Suche nach dem Brennholz, das der Familie von der Forstverwaltung zugeteilt

worden war. Manchmal hörten wir oder sahen sogar einen Dompfaff („Blutfink“ auf Platt), und mein Opa erzählte von seinem Vater, der kleine Blutfinken noch aus Nestern geholt hatte, um sie aufzuziehen und ihnen dabei pfeifend Lieder beizubringen, wie „Ein Sträußchen am Hute...“, „Nun ade du mein lieb' Heimatland...“ oder „Am Brunnen vor dem Tore...“. Als Nebenverdienst wurden die Vögel, dermaßen geschult, dann nach Amerika verkauft. Oben auf dem Dachboden lagen damals mehrere Holzkäfige, mit denen der Urgroßvater dieses Geschäft betrieben hatte.

Kirmes im Dorf

Neben den privaten Festen der Familien gab es als Dorffest im Herbst die Kirmes. Sie wurde von den Kirmesburschen vorbereitet und durchgeführt, die sich jedes Jahr neu aus jungen Männern nach der Konfirmation konstituierten. Samstag- und Sonntagabend war

Tanz in den Sälen der beiden Gastwirtschaften, bei „Schniersch“ und bei „Schoschersch“. Tagsüber feierte man in den beiden Wirtschaften. Zur Finanzierung der Kirmes gingen Musiker zusammen mit zwei, drei Kirmesburschen nachts durchs Dorf, brachten vor jedem Haus ein Ständchen und sammelten dafür Geld ein. Bei uns kamen sie in der Nacht von Freitag auf Samstag vorbei. Ich schlief damals schon getrennt von meinen Eltern vorn im Eckzimmer von Hauptstraße und Hinterecke. Wenn die Musiker – meistens ein Blechblasinstrument oder ein Saxofon, eine Klarinette und eine Trommel – von Haus zu Haus näherkamen, wachte ich allmählich auf. Das war immer ein merkwürdiges Gefühl zwischen Schauer und Romantik, vor allem wenn ich, noch halb im Traum, den lockenden Ton der Klarinette hörte. Sie spielten normalerweise einen Vers eines Volksliedes oder eines Schlagers und dann noch etwas Kurzes, Schnelles hinterher. Zum Beispiel: „Dee Kermes hoatt e Loch, e Loch, e Loch. Gefäiert wedd se doch, gefäiert wedd se doch, doch.“ Oder: „Auf der grünen Wiese, hab ich sie gefragt, ob sie mich mal ließe. Ja, hat sie gesagt.“

Wenn sie dann vor unserem Haus angekommen waren, spielten sie meistens ein Kirchenlied, „Großer Gott, wir loben dich...“, weil wir zu den „frommen Häusern“ gehörten. Meine Großeltern haben auch nie an der Kirmes teilgenommen, ihre Söhne Onkel Hans und Onkel Konrad schon. Das waren ja „weltliche“ Vergnügungen, die sich für Pietisten nicht gehörten. Es gab noch andere fromme Häuser im Dorf, z. B. „Wätlaiwersch“, „Jerche“ und „Tremmlersch“.

Die Trinkerei der jungen Leute hat natürlich auch immer wieder zu unangenehmen Auswüchsen geführt. Besonders unangenehm fand ich am Montag die Beendigung der Kirmes damit, dass unter Begleitung einiger betrunkenen Kirmesburschen das „Kärmesfreckel“ (Kirmesferkel) in einer Schubkarre

durch das Dorf gefahren wurde. Das war ein sturzbetrunkener junger Mann, oft vor noch nicht langer Zeit konfirmiert, der noch nicht viel Alkohol vertragen konnte und der ziemlich hilflos in der häufig zum Misttransport gebrauchten Schubkarre lag. Also, meine Großeltern und auch meine Eltern konnten man in ihrer Ablehnung der Kirmes schon ein wenig verstehen.

Von Joss nach Hersfeld

Nach dem 4. Schuljahr besuchte ich ab Herbst 1949 das „Gymnasium Alte Klosterschule“ in der Kreisstadt Hersfeld. Bis 1955, als wir nach Hersfeld umzogen, fuhr ich jeden Tag dorthin mit der Bahn, die von Alsfeld nach Hersfeld fuhr, und nach der Schule entsprechend wieder zurück. Unterwegs konnte man noch seine Hausaufgaben machen oder man traf andere, ältere Klosterschüler, von denen man das Skat spielen lernte. Einsteigen konnte man in Niederjossa an der Haltestelle, die man nach der Überquerung der Jossa erreichte. Im Frühjahr war der Fluss öfter überschwemmt. Dann musste man den weiten Weg hinunter zum Bahnhof machen, der dort stand, wo die Bahn nach Schlitz abzweigte. Wir Schüler hatten relativ preiswerte Monatskarten, die regelmäßig von einem Schaffner kontrolliert wurden. Die Tageskarte der Mitfahrenden entwertete er durch Lochen. Wenn er den Wagen betrat, pflegte er zu rufen: „Hier noch jemand ohne Loch?“ Dann riefen wir zurück: „Ja, ohne Loch kann man keinen fahren lassen.“ Nicht bei allen Schaffnern konnte man sich das erlauben.

VON HELMUT HERTEL

Mein Heimatland

Monatliche Beilage zur »Hersfelder Zeitung«. Im Jahr 1909 gegründet von Wilhelm Neuhaus. Redaktion: Christine Zacharias. Verlag: Hoehle Druck GmbH + Co. Hersfelder Zeitung KG